

Erscheint täglich
nachmittags mit Ausnahme der
Sonn- und Feiertage.

Abonnementpreis
monatlich 50 J., 1/2jährlich 1.50 J.
jährlich 3.00 J. in Cass. Durch
die Post bezogen 1.65 J.

„Die Neue Welt“
(Unterhaltungsbeilage), durch
die Post nicht bezugsbar, folgt
monatlich 10 J., 1/2jährlich 30 J.

Volkshlatt

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Raumburg-Weizenfels-Zeitz,
Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Telephon-Nr. 1047.

Redaktion und Expedition: Geiſtſtraße 21, erster Hof parterre rechts.

Telegraphen-Adresse: Volksblatt Halle/Saale.

Insertionsgebühr
beträgt für die 5spaltige
Zeile oder deren Raum
15 J. für 14-tägige
Bereits- und Bekanntmachungs-
anzeigen 10 J.
Im reaktionellen Teile
kostet die Zeile 50 J.
Inserate für die 50. Jah-
nummer müssen spätestens
vormittags 10 Uhr in der
Expedition abgegeben sein.
Eingetragen in die Ein-
setzungsliste unter Nr. 7501

Telephon-Nr. 1047.

Nr. 92

Halle a. S., Donnerstag den 20. April 1899.

10. Jahrg.

Deutschlands Vertretung auf der Abrüstungskonferenz.

Erregte schon die Berufung des Münchener Professors
v. Stengel als Vertreter Deutschlands auf der Haager
„Friedens“-Konferenz berechtigtes Aufsehen, weil Stengel als
scharfer Gegner der Friedensbewegung bekannt und dies noch
zum Ueberflus durch eine Broschüre öffentlich hervorhob, so
glaubte man doch, daß mindestens der zweite Delegierte, der
aus den Reihen der deutschen Professoren entnommen wird, den
Intentionen des Haren entsprechen und mit den Fragen, die
auf der Haager Konferenz verhandelt werden, aufs genaueste
vertraut sein würde. Das ist jedoch nicht der Fall. Der
zweiten zum zweiten Delegierten als Vertreter Deutschlands
berufene Professor Born in Königsberg vertritt in Bezug
auf das Völkerrecht die Ansicht, daß völkerrechtliche Verträge
nur eine moralische, aber keine Rechtswirkung haben
und daß der Staat infolge seiner Souveränität sich durch
Beitrag überhaupt nicht zu juristischen Wirkung
beschränken könne. Nach dieser Anschauung ist das
Völkerrecht überhaupt kassiert, wenn man ihm eine
Rechtswirkung nicht zuerkennt. Und diese Ansicht vertritt
der Delegierte eines Staates, der auf der Abrüstungs-
Konferenz berufen sein soll, gerade das völkerrechtlichen Verträge
eine bindende Rechtswirkung zu verneinen. Eine größere
Besorgnis auf die ganze Abrüstungs-Konferenz löst sich wohl
kaum denken. Was würde wohl der deutsche Kaiser
gesagt haben, wenn zu der von ihm im Jahre 1890
einberufenen internationalen Arbeiter-Konferenz
einer der beteiligten Staaten, wie Frank-
reich, Belgien, die Schweiz u. einen so heftigen
Gegner der Sozialreform überhäupt, wie wir
ihn in Deutschland etwa in Freiberg u. Stumm
beizogen, nach Berlin gesandt hätte? Das, was
man damals allgemein als Provokation empfunden hätte,
ist nun selbst und giebt sich schließlich noch die An-
schein, als habe man den ehelichen Willen, an dem Friedens-
wert mitanzuhaken.

Was dies für ein schweres Gelagen. Die deutsche Re-
gierung hat durch die Entsendung dieser zwei Delegierten deut-
lich genug zu erkennen gegeben, wie sie über die ganze Ab-
rüstungs-Konferenz denkt. Und diese Offenheit ist auch etwas
wert. War es ihr darum zu thun, auf der Haager Konferenz
für eine, wenn auch nur minimale Abrüstung zu wirken und
den völkerrechtlichen Fragen mehr Geltung als bisher zu
verschaffen, dann konnte sie Männer delegieren, die dieses
Gebiet vollständig beherrschen. Weder Stengel noch Born
genügen hier, denn keiner der beiden ist Völkerrechtler.
Das Spezialfach Stengels ist Verwaltungs- und
Staatsrecht. Ueber Völkerrecht ist in seinen ziemlich
umfangreichen Publikationen nichts zu finden, und an der
Münchener Universität liest er nur über Kirchen- und
Staatsrecht. Vertreter des Völkerrechts an genannter
Universität ist Professor Ullmann. Näherlich steht es mit
dem zweiten Delegierten, Professor Born-Königsberg.
Dieser hat zwar bis 1888 über Völkerrecht geschrieben, aber
seitdem nicht mehr. Daß er nach 11 Jahren noch als
Autorität über Völkerrecht gelten kann, ist unbedingt zu
bestreiten. Borns Bücher sind gleichfalls Staats- und
Kirchenrecht. Und die beiden Gebiete sind auf der
Konferenz nicht zu vernachlässigen. Dies war der Reichs-
regierung gewiß bekannt und gleichwohl wählte sie diese
zwei Herren.

Der kann es eine größere Ironie geben, als die That-
sache, daß ein Mann auf eine Abrüstungskonferenz
geschickt wird, der in einer Broschüre den Krieg als eine
„kulturfördernde Mission“ bezeichnet und ihn als den
„Brüderlein für den physischen und geistigen Wert eines
Volles“ hinstellt, wie dies Prof. Stengel getan hat? Die
deutsche Regierung hat damit der Abrüstungskonferenz das
Siegel aufgedrückt, und das ist gut so. Es ist immer besser,
der Gegner giebt seine wahren Absichten unabweisbar kund.
Dann weiß man wenigstens, wozu man ist. Wir Sozial-
demokraten können der Regierung für die Offenheit nur
danken. Ist doch dadurch alles das in Erfüllung gegangen,
was wir im August vorigen Jahres, als das Manifest des
Haren erschien, voraussetzten, indem wir die Möglichkeit
eines solchen Vorhanges klipp und klar nachwiesen.

Man will und kann dem Militarismus nicht zu Leibe
gehen, weil man gezwungen ist, sich auf ihn zu stützen
gegen etwaige „finstere Mächte“. Wir in Deutschland haben
es öfter so einmal zu hören bekommen, daß man das
Militär für den „inneren Frieden“ viel notwendiger braucht,
als für den äußeren. Und da will man an eine Ein-
schränkung denken? Doch dazu in einer Zeit, wo alle
interessierten Staaten daran gehen, ihre Heere zu vergrößern?
Das ist ein nonsens.

Das Urteil über die Abrüstungskonferenz ist schon ge-
sprochen, ehe dieselbe zusammentritt. Man wird schon

Reben über den „ewigen Friedens“-halten, Resolutionen
fassen und dann nach Hause fahren, um — neue Militär-
vorlagen fertig zu stellen!

Wehr wie je daß für die heutige Zeit ein Auszug aus
Montesquieu's „Geist der Gesetze“, bei der Wiener
Neue Freie Presse angegraben. Was der große französische
Staatsmann schon vor 150 Jahren schrieb, ist heute aktuell
genau, um unren Zeitgeist trefflich zu illustrieren: „Eine
neue Krankheit ist in Europa ausgebrochen; sie hat unsere
Fürsten ergriffen; sie läßt sie ungeheure Armeen halten und
droht anzuheben zu werden, denn sobald ein Staat seine
Truppen vermehrt, folgen ihm sofort die anderen, so daß
nichts anderes ergibt wird, als der allgemeine Ruin. Diesen
Zustand der Anspannung aller gegen alle nennt man den
Frieden. So ist denn auch Europa in einer Weise ruiniert,
daß kein Privatmann leben könnte unter den Verhältnissen,
in denen die Großmächte sich befinden. Wir sind arm mit
den Reichthümern der ganzen Welt, und bald
werden wir, weil wir Soldaten haben müssen, nichts anderes
mehr haben als Soldaten, und werden sein wie die Tataren.
Die Folge eines solchen Zustandes ist die ständige Vermehrung
der Armeen, und was an jeder Abhilfe verzweifeln
läßt, das ist, daß man nicht wehr mit den Finen, sondern
mit dem Kapital selbst Krieg führt; die Völker ruinieren sich
jeon im Frieden, statt ihre Mittel für den Fall der Not
zu bewahren.“

Nochmals das Fleischbeschaugesetz.

Berlin, 18. April.
Der Reichstag widmete heute noch einen vollen Sitzung-
tag dem Fleischbeschaugesetz. Nach fünfjähriger Diskussion
wurde es einer Kommission von 21 Mitgliedern überwiesen.
— Gestern wies wir noch darauf hin, daß der Ton, den
die Agrarier im Reichstage angeschlagen haben, lange nicht
so heftig war, wie man es nach dem Tode der agrarischen
Presse erwarten mußte. Die Herren fielen sich doch der Ver-
antwortung, die ihnen das Reichstagsamt auferlegt, im
allgemeinen bewußt und trübten ihr Bewußtsein an dem
in der Presse als von der Parlamentaristik aus. Herr
Vielhaber aber, der antilegitimistische Wiederher verschmäht es nicht,
den Ton des früheren Schwarz-Blau-Monitors auch in den
Reichstagsreden zu verpflanzen. Den Freisinnigen warf er
ziemlich durchsichtig vor, daß sie sich von amerikanischen
Großhändlern bedienen ließen und als seinen Schwärzmann
wann er den aus politischen Prozessen als Ehrenmann be-
kannten Schweinbögen. Dann suchte er sich an Herrn
v. Bülow zu reiben und spottete über dessen Auslands-
Politik, unter der er eine Politik, die die Geschäfte des Aus-
landes bejagt, versteht. Die von ihm für amerikanischen
Schinken erfindene Bezeichnung „Bülow-Schinken“ wird aber
schonlich populär werden. Präsident v. Ballestrin suchte
dem Redner die geschmacklose Art seines Auftretens wieder-
holt begründlich zu machen. Als wichtiges Mitglied der anti-
legitimistischen Partei wird aber Herr Vielhaber sein parlamen-
tarisches Auftreten nicht ändern. — Die Debatte verlief im
großen und ganzen so wie am ersten Tage der Beratung.
Von fast allen Rednern wurde die Kontrolle der Fleisch-
schlachtungen, von den Agrariern insbesondere die Bestim-
mungen, die die Einfuhr ausländischen Fleisches und seine
Kontrolle betreffen, bekämpft. Zunächst kamen die Vertreter
der kleinen Parteien im Hause zu Wort. Dann ließen sich
die Herren von der Bundes Landwirthe los. Auf den ersten
Vorstehenden, Herrn v. Wangenheim, folgte der zweite Vor-
stehende, Herr Dr. Köstler.

Dieses Herr hat es in der kurzen Zeit, die er dem Reichs-
tag angehört, verstanden, Jagd und Schreden im Hause
zu verbreiten, wenn ihm das Wort erteilt wird. Auch heute
verherrlichte er diesen gefährlichen Ruf; denn er hielt es für
angezeigt, in ziemlich vorgerückter Stunde das Haus mit
einem weisheitsvollen und äußerst langweiligen Vortrag über
die historische Entwicklung der amerikanischen Fleischindustrie
anzubieten. Aufmerksam wurden die Anwesenden erst, als
der Abg. Steinhilber von der Freisinnigen Vereinigung, der
Vorstehende des liberalen Bauernvereins Nordost, sprach.
So ein liberaler Bauer ist ja eine Seltenheit, und die kon-
servativen „Bauern“ Dr. Dertel, Wetzig und Konforten
stellten sich in nächster Nähe des Redners auf, damit ihnen
ja kein Wort entgehe. Mit welchem Stolz hörten die engeren
Parteiengenossen zu, wenigstens anfangs. Bald wurde es
freilich klar, daß Herr Steinhilber so ziemlich das gerade
Gegenteil von dem sagte, was am Tage vorher Herr
Dr. Baquide angelehrt hatte. Herr Steinhilber bekämpfte
das Fleischbeschaugesetz ganz wie die Agrarier, die ihm auch
fortgesetzt lebhaften Beifall spendeten. Ganz zum Schluß
gab es noch eine erpöckliche Episode: Der nationalliberale
Abgeordnete Börner, seines Zeichens ein Oberamtmann,
wurde vom Präsidium aufgelesen, fing aber nicht zu
sprechen an. Altmäßig wurde er in der Menge sichtbar,
wie er an dem Schloß seiner Ledermäcke hantierte. End-

lich fand er Worte und erklärte, daß er ganz unbedenklich
aufgerufen worden sei, sein Material schon in die Waage
verloren habe und nicht das Schöffel fürren könne. An-
geordnete Singer rief: Ist denn kein Schloß da, was
die in Hause bereits herrschende Heiterkeit natürlich noch
vergrößerte.

Herrn kommt die Gewerbeordnungsnovelle zur Be-
ratung.

Deutscher Reichstag.

68. Sitzung, Dienstag, den 18. April 1899, 1 Uhr.

Am Bundesratsitz: von Polabenski.
Die erste Beratung des Fleischbeschaugesetzes wird fort-
gesetzt.

Abg. Vielhaber (Anti): Die Haltung des Abg. Bergmann
war mit vollkommenem Recht. Die reaktionäre Partei nennt sich
nur deutschfreisinnig, bejagt aber in Wirklichkeit nur die Geschäfte
des Auslandes. Der kassierte Herr Schweinbögen hat an den
Anfang der hiesigen amerikanischen Geschäftslage, Mr. Gills, ge-
schrieben: er liebt im Grunde die Freiheit nicht vor das Interesse der
amerikanischen Fleischexportierer zu lassen.

Abg. Graf Ballestrem (unterbrechend): Ich erlaube dem Herrn
Redner, bei einer Partei dieses Gewicht nicht solche Voraussetzungen
geteilt zu machen, wie er es getan.
Abg. Vielhaber (fort): verbreitet sich über die Verzögerung
des Auslandes durch die Verträge, die den Ruin der deutschen
Wandwirtschaft herbeiführen zu ne, und erklärt die Aushebung
der Fleischschau auf die Hausfleischungen für zu weitgehend.
Nur die Amerikaner würden die Vorteile des ganzen Gesetzes
haben. Sie wissen es auch zu würdigen, welche Vorteile das Aus-
land ihnen teils bietet. Zum Dank dafür wollen amerikanische
Großhändler auch eine gewisse Sorte Schinken Bülow-schinken
nennen. (Lachen des Präsidiums).

Abg. Graf Ballestrem (unterbrechend): Der Herr Redner ist
nicht berechtigt, den Mitgliedern des Bundes als solche
Annahmen an den Kopf zu werfen. Ich rufe ihn deshalb zur
Ordnung.

Abg. Vielhaber (fort): Die neutrale Rede des Herrn von
Bülow hat so viel Peinlichkeit im Auslande gefunden, daß es in der
That fraglich erscheint, ob seine Politik gerade den deutschen
Interessen dient. — Redner verbreitet sich des weitern über die
auswärtige Politik, wird aber unter Beifall des Hauses von
Präsidenten wiederum zur Ruhe gerufen.

Abg. Telfer (All.) hält die Einbeziehung der Hausfleischungen
in das Gesetz und die verschiedene Behandlung des in und aus-
ländischen Fleisches für sehr bedenklich und drückt sich für die ein-
führung freierer Kontanten in das Gesetz aus, die es unmöglich
mache, das der Bundesrat die Kontrollmaßregeln für ausländisches
Fleisch zu la gestaltet.

Abg. Graf Bernstorff-Wehlen (Welfe): Die Hauptschwierig-
keiten des Gesetzes liegen in der Frage des Fleischverkehrs aus dem
Ausland und der Einbeziehung der Hausfleischungen. Wenn
der deutschen Landwirtschaft der nötige Grundbesitz gesichert wird,
so ist sie vollständig in der Lage, den in einheimischen in Industrie zu
beden. Was die Hausfleischungen betrifft, so würde ich sie gern
von der Kontrolle freigeben; aus logischen Gründen kann ich aber
diesen Standpunkt nicht teilen.

Abg. Silberer (Bau.) (All.) erklärt sich gegen die Privat-
fleischung, im Hause wäre es besser, die Regierung die Vorlage
zurückzuziehen. Aus der Kommission wird nichts Brauchbares heraus-
kommen.

Abg. Gerold (Bil.) hält eine Abänderung des Gesetzes in
betreff der Einbeziehung der Hausfleischungen und des Fleisch-
verkehrs aus dem Ausland für notwendig.

Abg. Schr. v. Wangenheim (Kons.): Bei der Beratung des
Gesetzes ist es natürlich nicht ohne Angriffe auf die Agrarier ab-
gegangen. Der beherrschende Gesichtspunkt ist hier: lediglich der
sanitäre. Die deutschen Fleischexporteure müßten von dem unter-
worfenen amerikanischen Fleisch geschützt werden. An riefen Bun-
den ist seit seiner Zeit vom Reichskammer im Abgeordneten eine
abgegebenen Erklärung: das ausländische Fleisch sollte nicht
milder als das inländische behandelt werden. Die Vorlage be-
deutet eine Ehrverletzung, die man er gegen deutsche Landwirthe
verleitet. Ach manne die Regierung in dieser Hinsicht vorzugehen.
Die Regierung will Umfleh halten auf dem vereinfachten Wege
den sie beschritten hat. (Beifall beim Bund der Landwirte.)

Abg. Schr. v. Wangenheim erklärt sich gegen die zu weit gehende Aus-
dehnung des Fleischbeschaugesetzes.

Abg. Steinhilber (Anti.) erklärt, daß die Kontrolle der Hausfleischungen in ten düm er bevollmächtigen Gegenüber
unzureichbar sei, weil nicht die genügende Anzahl geeigneter
Personen gefunden werden könnte.

Abg. Börner (natl.) erklärt nach einem Minuten Stillstehen
den, daß er ganz unbedenklich sein Wort nicht zurückziehen
wird. Ich habe bereits aus M. terial in meiner Wapp verloschen
Geleitert und habe den Schloß vertieren. (Stürmische Beier-
teit.) Abg. Singer ruf: Ist denn kein Schloß da? Was er
reicht seine Wapp, entnimmt ihr das Material und beginnt
sich, in der er im allgemeinen für die obli, aber die sie sich
schon entritt, die er unbedingt verbunden werden mußte mit
einer allgemeinen Wiederberichtigung.

Direkt or im Auswärtigen Amt Reichardt weist die Angriffe
des Abg. Vielhaber gegen Herrn v. Bülow zurück.

Abg. Vielhaber (Anti.) erklärt, er habe nur beabsichtigt wollen,
daß die Rede des Herrn v. Bülow nur Amerikanern
gegenüber nicht die richtige sei.

Am Schluß der Diskussion.
Die Vorlage wird einer Kommission von 21 Mitgliedern über-
wiesen.

Die Sitzung: Mittwoch 1 Uhr (Gewerbeordnungsnovelle).
Schluß 5 Uhr.

Die Kanalvorlage.

Am Dienstag, als am fünften Tage der Beratung der Kanal-
vorlage, hatte der Reichstag eine neue Einrichtung getroffen. In

In Paris... Die Arbeiter... Die Arbeiter... Die Arbeiter...

Spanien. Die Wahlen... Die Wahlen... Die Wahlen... Die Wahlen...

Belgien. In dem Plane... In dem Plane... In dem Plane... In dem Plane...

England. In dem... In dem... In dem... In dem...

Folgtisches und Gerichtliches. Wegen... Wegen... Wegen... Wegen...

Parleinachrichten. Unter... Unter... Unter... Unter...

Gewerkschaftliches. Zur... Zur... Zur... Zur...

Belgien. Die... Die... Die... Die...

Belgien. Die... Die... Die... Die...

Lokales und Provinziales. Die... Die... Die... Die...

Die... Die... Die... Die... Die... Die... Die... Die...

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage
zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1899

Donnerstag, 20. April

Nr. 16

Gerettet!

In der dieswöchentlichen Jugend widmet Friedrich Spielhagen der leidigen Angelegenheit des Berliner Märzgefallenen folgendes Sonett:

Gerettet!

Das Ritter fort! Zum Henker das Portall
Soll das Gedenken dieser Rebellion —
Dem Throne, dem Altar ein frechter Hohn,
In dem feudalen Fleisch ein spitz'ger Pfahl —

Soll dieser flucheswürdige Standal,
Der volle fünfzig Jahr gebauert schon,
Forterden von dem Vater auf den Sohn,
In jedes Gutgesinnten bittr'ez Qual? —

Nur zu, ihr Herrn! Weshalb da stehen bleiben?
Herbei ruft eure Knechte mit dem Pflügen
Und macht die Gräber flugs dem Boden gleich!

Dann könntet ihr euch doch die Hände reiben
Mit loyal-moralischem Gemühen:
Gerettet ist das alte Junkerreich!

Der Demokratenbündel.

So nennt man in Württemberg den Hohenasperg. Seinen Namen hat er dadurch erhalten, daß dieses württembergische Staatsgefängnis in der Reaktionszeit hauptsächlich mit Demokraten besetzt wurde. Aus seiner Geschichte teilt Theodor Schön*) interessante Thatsachen mit, die auf das schreckliche Despoten-Regiment der deutschen Winkeltyrannen zur Zeit des Fürstendespotismus helles Licht werfen.

Führt man von Stuttgart auf der Bahn über Ludwigsburg hinaus, so erblickt man, etwa drei Vierstunden von letzterer Stadt entfernt, links von der Bahnstrecke einen mäßig hohen Bergfelsen, dessen Scheitel mit Festungswerken gekrönt ist. Das ist der Hohenasperg, einst gefürchtet im ganzen Schwabenland, ähnlich wie die Pariser Bastille, deren er diente beinahe 400 Jahre als Staatsgefängnis, und was das in der guten alten Zeit zu bedeuten hatte, beweisen schon die vielen Namen, die der weinberaubende Felsen sich erworben: Aschen- und Thränenberg, großes Freiheitsgrab des kleinen Württemberg, die württembergische Bastille, Demokratenbündel und sonstige Rosenamer mehr. Der Hohenasperg hatte die Eigentümlichkeit, daß man leicht zu ihm hinauf, aber schwer hinunter kam, und es ist daher erklärlich, wie ein Knabe auf die Frage des Lehrers, welcher der höchste Berg in Württemberg sei, antwortete: Der Asperg; denn sein Vater habe drei Jahre gebraucht, um herabzukommen. Heute noch ist das Versteck bekannt, das die Württemberger fangen:

Auf den Bergen wohnt die Freiheit,
Auf dem Asperg aber nicht.

Der Hohenasperg diente seit dem Jahre 1498 als Staatsgefängnis, seine Stanzzeit als württembergische Bastille be ann aber im 18. Jahrhundert. 1764 ließ der Herzog Karl Eugen den charakterlosen Oberamtmann J. L. Huber von Lötzingen, der sich mit den Landstädten in unangenehmer Weise einer vom Herzog aufgenötigten Vermögenssteuer zu Militärzwecken widersetzt hatte, mit noch zwei anderen Lötzingern mit Gewalt aufreben und auf den Hohenasperg bringen. Auch die Behauptung dieses Mannes war eine grausame, da ihm alle und jede, selbst durchaus nötige Bequemlichkeit entzogen war, aber nicht durch den Kommandanten

*) Theodor Schön, Die Staatsgefängnisse auf Hohenasperg. Stuttgart, Gundert, 1899

der Festung, sondern auf Befehl des Herzogs. Der gründliche Geschichtsschreiber von Hohenasperg bekundet ausdrücklich, daß sich fast alle Kommandanten, so lange Hohenasperg Staatsgefängnis war, durch humane Behandlung ausgezeichnet haben. Der Druck kam von oben. Der Kommandant verordnete Huber mit Lektüre und einem Bleistift, allerdings ohne Wissen des Herzogs. Huber schrieb manches Gedicht nieder. Ein Schlußvers lautet:

Gott! wenn mein Herz nur Deine Güte lenkt,
Bin ich ein freier Mann;
Da ist kein Mißgeschick mehr, das mich kränkt,
Kein Kerker, kein Tyrann!

Als Huber durch die Fürbitte einflussreicher Freunde am Christtage 1764 seine Freiheit wiedererhielt, hatte er auch noch 400 Gulden zu bezahlen, für damals eine hübsche Summe.

Sehr viele Gefangene verloren infolge der schrecklichen Behandlung, die ihnen auf landesväterliche Anordnung zu teil wurde, den Verstand.

Der bekannteste und auch der berühmteste Gefangene des Hohenasperg war der Dichter Christian Friedrich Schubart. Er hatte sich den Born des Herzogs Karl Eugen durch seine Spötterei und scharfen Bemerkungen über den Herzog und dessen Gemahlin, Gräfin Franziska von Hohenheim, zugezogen. Schubart aber, der die Gefahr kannte, die ihn auf württembergischem Boden drohte, hielt sich in der freien Reichsstadt Ulm auf. Von hier lockte ihn heimlich-sicherweise der Amtmann P. Scholl, indem er ihn am 21. Januar 1777 nach Blaubeuren bei Ulm einlud. Hier wurde Schubart verhaftet und sofort auf den Hohenasperg geschleppt. Schubart war eine sehr genial angelegte Natur, reich talentiert, aber auch überreich an Leidenschaftlichkeit, die ihn zu mancher Unflugsucht und Tadelnswertern hinriß. Mit ehendem Spott und schärfster Satire geißelte er in Wort und Schrift, was ihm nicht gefiel, besonders Fürsten und Geistlichkeit. Für den Mann mit der unbändigen Feuerseele brachen nun im Kerker des Hohenasperg zehn Jahre unfähiger Qualen an, die zu seinem Verstand nicht im geringsten Verhältnis standen. Nicht einmal einen Bleistift hatte man dem Armen gelassen. Doch musikalisch begabt, entbehrte er die Musik aufs Schmerzlichste. Als der Herzog, von allen Seiten um die Freiheit des Dichters geklärt, versprochen hatte, Schubart freizulassen und dann doch sein Wort nicht hielt, dichtete dieser voll Born sein mächtiges Gedicht: Die Fürstengruft. Dadurch wurde der Herzog aufs neue gereizt und wollte von keiner Befreiung hören. Später wurde seine Gastexträglicher, er durfte schreiben und musizieren. Unter den Besuchern befand sich auch Schiller, den seine noch in der Karlschule gebichteten Räuber wohl auch auf den Hohenasperg gebracht hätten, wären sie zur Kenntnis des Herzogs gekommen und hätte Schiller sich nicht durch die Furcht der Gefahr entzogen. Satirischer Spott auf Fürsten hatte Schubart in den Kerker geführt, ein Gedicht: Friedrich der Große, ein Hymnus, brachte ihm endlich die Freiheit. Der Hymnus rief in Breußen eine solche Begeisterung hervor, daß Friedrich Wilhelm II. seine Freiheit erwirkte, die ihm der Herzog, als er am 11. Mai 1787 zu einer Parade auf dem Hohenasperg erschien, unglücklich mit dem Jurn anfüchtigte: „Schubart, er ist frei.“

Einmal ruft noch ein anderer Staatsgefängnis hervor, der Landschaft sekretär Stockmayer, der sich würgerte, dem Kurfürsten Friedrich (der Herzog hatte seit 1803 durch Napoleons Gnade die Kurwürde erhalten) die von der Landschaft verwalteten und ihm anvertrauten Landschaftsgelder herauszugeben. Doch wurde der charakterlose Mann, dem seine Frau tapfer zur Seite stand, bald wieder in Freiheit gesetzt.

Das Jahr 1803 brachte religiöse Schwärmer und Separatisten auf den Hohenasperg. Die letzteren wurden erst 1816 entlassen.

Einen Namen hat sich Karl v. Francois gemacht, ein preußischer Offizier, der in württembergische Dienste getreten war. Wegen eines Streichfalles mit seinem Vorgesetzten wurde er zum Tode verurteilt. Er mußte selbst 5 Gulden 30 Kreuzer für seinen Sarg

im voraus bezahlen. Das Urteil war viel zu hart und rief selbst bei den Württembergern die Beiden nicht hoch waren (und es vielfach heute noch nicht sind), Mitleid hervor. Der Kronprinz hat seinen Vater zufällig um Gnade. Es war eine schimpfliche Gnade sie machte den Mann ehelos. Als die Begnadigung Francois auf dem Wege zur Richtstätte mitgeteilt wurde — so hatte es der König angeordnet — rief er entrüstet: „Verflucht, verflucht sei die Gnade des Königs!“ Der kommandierende Oberst suchte ihn zu beruhigen. Francois aber schrie: „Seh und höre, wenn Du noch einen Funken von Ehre im Leibe hast! Ich verfluche den König und seine Gnade. Er ist ein Ungeheuer, das seine Freude daran findet, Menschen zu Tode zu bringen. Geh und melde es ihm!“ Das Volk gab dem Fremdling recht. Der König, noch mehr erköhnt, verwandelte nun die nur sechsjährige Kerkerstrafe in lebenslänglichen Kerker. Was aber noch keinem Gefangenen bisher gelungen war, gelang v. Francois: Er entfloh im Oktober desselben Jahres. Man hielt es nicht für möglich, daß er das Wagnis ohne Mißhilfe fertig gebracht, und der König forderte eine strenge Untersuchung, die ergebnislos blieb.

Das war Oktober 1808. Am 10. Dezember 1813 rückte das russische Semische Husarenregiment in Stuttgart ein. Die Offiziere meldeten sich bei König Friedrich. Auch Rittmeister v. Francois. Der König war stark vor Erlaunen über die Redheit. Er konnte es nicht fassen. Er nahm den Offizier scharf ins Auge und fragte barsch und kurz: „Sie heißen?“ „von Francois, Euer Majestät, zu Befehl.“ Der König konnte es noch nicht glauben. Er schickte dem kühnen Manne einen Kammerherrn nach, um ihn nochmals nach seinem Namen zu fragen. Aber er wagte doch nicht, einem Offizier in russischen Diensten zu nahe zu treten, von Francois starb als preußischer Generallieutenant a. D. in Potsdam.

Auch der bekannte Nationalökonom und Politiker Friedrich List mußte 1824 auf den Aberg, weil er sich als Landtagsabgeordneter erkühd hatte, in einer Schrift viele Schäden des Staatslebens zu kritisieren. Als er Auskunst über seine Kameraden verweigerte, wurde er sogar mit Stockhieben bedroht, worüber sich damals die Welt nicht aufregte.

Auch die jugendlichen Schwärmer der Burschenschaftler in Tübingen mußten 1824 als Hochverräter auf den Aberg. Der Jugendbund lieferte eine ganze Anzahl „Geheimbündler“.

Es würde zu weit führen, alle Hohenasbergler anzuzählen. Die Jahre 1848/49 brachten viele Gäste. Der Demokratenbund blühte wie je, und der Hohenasberg gleich, wie sein Geschichtsschreiber meint, einem großen Hotel zur Hochstation. Seit 1853 hat er keine Staatsgefangen mehr gesehen. Das württembergische Volk hat ihn aber gut im Gedächtnis behalten als ein Denkmal der Despotenschanze.

Die zweite Frau.

Etwa zwanzig Leute hatten sich draußen eingefunden, um dem Restaurateur Schwammerl seine Frau begraben zu helfen. Und zwanzig Leute, das wollte viel heißen, denn das Wetter war heute, an einem Spätnachmittag des Februar, so miserabel, als man es sich nur immer denken konnte. Der Schnee, der am Morgen ziemlich reichlich gefallen war, hatte sich mittags schon wieder aufgelöst, und während die Leidtragenden um das offene Grab versammelt waren, hatte es gar noch angefangen zu regnen und ein Wind hatte sich erhoben, der den Rock des Pfarrers wie ein schwarzes Segel blähte.

Ganz durchnäßt und vor Kälte klappernd war man vom Friedhof zurückgekommen, und die allgemein sehr gedrückte Stimmung besserte sich erst wieder, als man in einem in der Nähe gelegenen kleinen Restaurant eingesehrt war und mehrere Portionen heißen Kaffees mit Bismutnuten vertilgt hatte. Und noch lebhafter wurde die Stimmung als man vom Kaffee zum Bier übergegangen war, und nun in kurzen Zwischenräumen eine Runde Danks der anderen folgte. Es war erst gegen 7 Uhr, als die Gesellschaft so ziemlich an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt war, und die Unterhaltung unter beständigen Profits, unter lautem Deckelflappen und Gläserklirren anfang in einen wüsten Lärm überzugehen. Am stillsten von allen war noch der trauernde Witwer, Herr Schwammerl, den eine Schwester seiner Frau und eine ehemalige Freundin von ihm in ihre Mitte genommen hatten. Er, der freilich schon mit recht gläsernen Augen dreinschaute, hatte etwas von einem Opferlamm an sich, das sich geduldig in das ihm bestimmte Schicksal ergeben hat. Und doch, so ganz genau war es für ihn noch gar nicht einmal bestimmt, denn gerade die Frage, welche von seinen beiden Nachbarinnen er nunmehr heiraten werde, die rechte oder die linke, war noch nicht entschieden. Vielmehr war der Streit zwischen den beiden Damen darüber erst recht im Gange. Nachdem sie sich zuerst in rührenden Erinnerungen aus dem Leben der „lieben Anna“ zu überbieten gesucht, waren die thränenfeuchten Taschentücher jetzt verschwunden,

und aus den rotgeweiteten Augen loderte jetzt nur der ganze Zorn der bedrängten Rivalin.

„Und was verstehen Sie denn vor allem von so einer Wirtschafft!“ schrie jetzt die Linke, Herrin Schwammerls Schwägerin, ihrer Gegnerin zu. „Sie, gar nichts! Und so ein Wort braucht eben eine, die was davon versteht.“

„Was? Nichts von der Wirtschafft verstehen? Ich, ich?“ lachte darauf höhnisch die andere.

„Ach, wohl weil Sie früher einmal Kellnerin gewesen sind. Na, und überhaupt Kellnerin. Das sagt mir gerade genug.“

Schäumend vor Wut schnellte Herrin Schwammerls Freundin von ihrem Sitze empor, um ihrer Gegnerin eine Ohrfeige zu versetzen. Aber Herr Schwammerl vermochte noch rechtzeitig den Schlag zu parieren, und während die beiden Damen wenigstens gegenseitig eine Flut von Schimpfworten über sich ergossen, erhob sich am anderen Ende des Tisches die schwappende Gestalt des Herrn Bierveregers Kelter, der mit einer drohenden Laßstimme sich wenigstens einigermaßen Gehör zu verschaffen wußte.

„Ma — ma — meine hochverehrten Da — Da — Damen und Herren!“ hob er an. „Ich möchte, was wir bis jetzt so vergnügt beisammen gesessen haben, wollen wir uns den gemüthlichen Abend nicht durch so eine Streiterei verderben lassen. Daß, nachdem wir heute die teuere Verblichene bestattet haben — Ehre ihrem Andenken! — daß dann unter verehrter Freund Schwammerl nach einer angemessenen Trauerzeit sich zu einer neuen Ehe entschließen muß und wird, hoffen wir wohl alle. Aber zweite auf einmal — nee, nee, das kann selbst der härteste nicht vertragen.“ bemerkte Herr Ketter schmunzelnd, worauf die ganze Gesellschaft in ein größeres Lachen ausbrach.

„Also, meine Da — Da — Damen und Herren, begnügen wir uns jetzt nur mit der allgemeinen Hoffnung und geben wir zunächst dieser Ausdrück, indem wir rufen: Hoch — wer es auch jein — hoch lebe Herrn Schwammerls zukünftige, Herrn Schwammerls zweite Frau!“

Und hoch, hoch! schrie alles durcheinander und stieß mit den Gläsern an.

Bruder Straubinger in Aegypten.

Der Feuilletonist Karl Eugen Schmidt erzählt in der Frankfurter Zeitung von deutschen Handwerksburschen, die er in aller Herren Länder getroffen. Von einem Zusammentreffen mit zwei „Straubingern“ in Aegypten, wo er gegenwärtig weil, weiß er das Folgende zu berichten: Eines Tages im vergangenen November ritt ich mit einem Freunde, der in einem Orte Pechschäfte hatte, über Land. Plötzlich erblickten wir vor uns auf dem staubigen Wege zwei Gestalten, die sich hier, wo man Kamele, Esel und in fliegende Gewänder gehüllte Fellachen gewöhnt ist, sonderbar genug ausnahmen. Die beiden waren europäisch gekleidet, marschierten aber barfuß und hielten ihre Schuhe auf die Rangen geschnaßt, die sie auf dem Rücken trugen. In der Hand führten sie mächtige Spazierstöcke mit fählerner Spitze, unerschöpfliche Regenschirmer, und beide paßten aus den deutlichsten Porzellanpfeifen, die es je gegeben hat. Wir näherten uns den beiden, die rüßig fürdaß schritten, von hinten und stellten allerhand Vermutungen über ihre Herkunft und ihr Reiseziel auf. Die Pfeifen konnten wir zwar noch nicht sehen, denn das hätte sofort aller Zweifel ein Ende gemacht, aber die Rangen, die Stöcke und die Luchmützen der Wanderer brachten uns doch gleich auf den richtigen Gedanken, daß wir da zwei Landsleute vor uns hatten.

Gerade als wir sie überholten, kamen von der anderen Seite drei Bauernmädchen mit Keißelbündeln auf den Köpfen an uns vorüber, und nun begannen die beiden Wanderer, nachdem sie sich durch einen schnellen Seitenblick von unserer Ungefährlichkeit überzeugt hatten, den braunen Schönen auf die hergebrachte Handwerksburschen-Manier den Hof zu machen. Dies thaten sie ganz gemüthlich in deutscher Sprache, wußten aber dabei so ergötliche Grimassen zu schneiden und so ausdrucksvolle Körperbewegungen zu machen, daß die Mädchen jedes Wort verstanden und mit lachender Gegebenrede einen Augenblick stehen blieben, um sich die fremden Herren näher anzusehen.

Als die Mädchen dann unter häufigem Umschauen nach den aufmerksamen Wanderern vorüber waren, sprachen wir die beiden Gesellen an, die nicht im geringsten erstaunt schienen, hier mit Deutschen zusammenzutreffen, und die auch ihre eigene Anwesenheit für ganz selbstverständlich ansahen. Wären wir ihnen auf irgend einer Landstraße in Sachsen oder am Rhein begegnet, die Sache hätte ihnen nicht natürlicher und alltäglicher vorkommen können. Sie sagten uns, sie kamen von Mis-Samir und seien nach Abu Kebir unterwegs, um von dort über El-Saltihie die alte Karawanenstraße entlang nach El-Santara zu ziehen, wo diese Straße den Suezkanal überschneidet und nach der Halbinsel Sinai, nach Palästina und Arabien weitergeht.

„Aber Ihr wollt doch nicht etwa zu Fuß da hinauf laufen?“ sagte ich, „da habt Ihr's doch viel bequemer, wenn Ihr in Port Said den Dampfer nehmt. Für ein paar Groschen bringt Euch der nach Jassa und dann könnt Ihr zu Fuß nach Jerusalem gehen.“

Die beiden sahen mich mitleidig an. Der eine, dessen blonder Bart schon mit grauen Fäden durch



schossen war, während sein Begleiter kaum mehr als zwei oder dreißigzwanzig Jahre zählen mochte, sagte achselzuckend:

„Nein, wir gehen lieber zu Fuß,“ und der andere fügte lachend hinzu: „Er kann nämlich das Meer nicht vertragen“, wozu er eine beziehende Grimasse schnitt.

„Ja aber,“ wandte ich ein, „geht das denn überhaupt? Ich glaube, da müßt Ihr durch ein großes Stück Wüste, wo es kein Dorf, kein Haus, nichts zu essen und nichts zu trinken giebt. Wie wollt Ihr da zu Fuß durchkommen?“

Der ältere lachte los, während sein Begleiter sagte:

„Die Karawanen gehen doch durch.“

„Ja, die Karawanen, aber die haben auch Kamele und reiten. Du Fuß geht da kein Mensch.“

„Um,“ meinte nun der ältere, „ich weiß nicht, wie das ist. Ich habe den Weg noch nicht gemacht. Aber im schlimmsten Fall — wer hindert uns, daß wir mit einer Karawane gehen und auch reiten? Ich habe zwar noch nie auf so einem Vieh gefahren, aber so schlimm wie so ein Wasserlasten mit seinem Gehoppel kann das sicher nicht sein.“

„Dummes Zeug! Reiten!“ rief der junge Bursche, „wo so ein Kameel mit seinen Haarfüßen weiterkommt, da werden wir wohl auch nicht liegen bleiben. Die Schuhjöhlen können wir uns ja nicht durchlaufen, so lange es wenig Steine giebt wie hier, so daß wir barfuß gehen können.“

„Nun gut, aber wohin wollt Ihr denn eigentlich?“ fragte ich weiter.

„O,“ sagte der Alte und holte ein schmuckiges zusammengefaltetes Papier aus der Tasche, „wir haben da einen Reiseplan, den uns ein Kollege aufgeschrieben hat. Der hat die Reise schon ein paar Mal gemacht. Aber der ist ein Stück mit dem Schiff gefahren. Wir wollen ganz am Land bleiben. Zuerst nach Jerusalem, dann nach Damaskus, und dann gehen wir immer so bis nach Konstantinopel. Sind wir erst dort, dann werden wir schon sehen, was wir weiter machen.“

Während er sprach, sah ich den Reiseplan an, den er mir gereicht hatte. Er gefiel mir so gut, daß ich ihn sofort buchstabengetreu kopierte. Er lautete:

„Vort Said nach Jaffa fahren. In Jerusalem deutsches Hospiz, östereichsches Wiltgerhaus Kala nowa. Zurück nach Jaffa und Beirut von Beirut nach Schmirna fahren Hülfverein nach Konstantinopel von da Hülfverein Galatz von da nach Konstantinopel. Sind wir erst dort, dann werden wir schon sehen, was wir weiter machen.“

Amen
10 mach ich es.“ —

Streifzüge durch die Aukturgeschichte in Briefen. XVI.

Liebe Rätke!

Wir haben gesehen, daß das Eigentum durchaus nicht eine mit dem Fuß zu erlebende der Mensch zu allen Zeiten verbunden gewesene Einrichtung ist und daß namentlich der Privatbesitz an Grund und Boden, an Wald, Wild und Wasser erst im letzten halben Jahrtausend bei uns so unerträgliche Zuspitzung erfahren hat. Besonders bemerkenswert ist, daß die Idee des Privatbesitzes sich nicht an die Nahrungsmittel knüpft sondern an die Werkzeuge, an Schwert und Schale. Das Schwert war mit dem Eigentümern unzerrennlich; es wurde ihm ins Grab gegeben, und einem Toten das Schwert nehmen, galt als schlimmstes Verbrechen.

Durch das Nomadentum erweiterte sich die Zahl der Gegenstände des Besitzes auf die Tiere, die Frauen und Rechte. Je größer der Besitzkreis wurde, ein desto geringerer Teil desselben wurde dem lebenden Besitzer mit ins Grab gegeben; der größere Teil verblieb der Familie als Erbe. Die Stetigkeit des Besitzes führte zum Erbrecht. Um der Söhne den Besitz des Toten in Gebrauch zu nehmen, Genüge zu thun, wurde ein Teil des Besitzes an Arme verchenkt. Die Kirche machte sich diesen Totenkult zu nütze und hamsterte den Löwenanteil ein. Ihre unermesslichen Reichtümer verdankt sie zum nicht geringen Teile der durch das ganze Mittelalter verbreiteten Sitte, einen Teil des Besitzes eines Verstorbenen zu verschenken.

Die Kirche wußte sogar das System für sich recht vorteilhaft auszubauen. Sie erlangte zur Rettung der Seele eines Verstorbenen das Seelengeräte, das aus dem Besitze des Toten zu bestehen war und erst die Hälfte, dann ein Drittel des gesamten Erbes betrug. Da aber dieser Besitz der Kirche, der „toten Hand“, von allen Abgaben an die Gemeinde frei blieb und dadurch die Steuerkraft der Gemeindefürsorge erheblich gemindert wurde, suchte man an der Einrichtung des Seelengerätes zu rütteln. Aber erst durch die Reformation wurde der Besitz der „toten Hand“ dem Leben wiedergegeben, und Luther hätte mit seiner bloßen Lehre vom „reinen“ Evangelium keinen Hund, geschweige denn einen der vielen deutschen Fürsten hinter dem Ofen hervorgeholt, wenn er ihnen durch den Anschluß an seine Reformation nicht die Besorgung erkannt hätte, kurzerhand die Kirchengüter für sich in Anspruch zu nehmen. Von unserer Geschichtsschreibung wird dieses für die vielgeübte schnelle Ausbreitung der Reformation sehr wichtige Moment gern

verschwiegen. Daß es aber tatsächlich von bestimmenden Einfluß auf die „Reformation“ vieler verlustreicher Fürsten zur „reinen Lehre“ gewesen ist, lehrt der bairische Kurfürst, der um die Zeit des schmalkaldischen Krieges lebte und bündig vom Papste verlangte, es müßten ihm ähnliche Vorteile, wie die protestantischen Fürsten durch ihren Lebertritt erlangt hätten, geboten werden, sonst würde er eben auch übertreten. Mit dem Glaubenseifer der lieben Fürsten ist also nicht weit hergewesen. Du weißt ja, liebe Rätke, daß auch dem Seligen Gustav Adolf bei seinem Einbruch in Deutschland und der Enttarnung des eifriger dreißigjährigen Krieges die „Reformation des Evangeliums“ viel weniger am Herzen gelegen hat, als die Eroberung der deutschen Ostseeküste. Wenn ich einem Künstler die Ade angeben sollte, nach welcher ein Gustav Adolf-Denkmal auszuführen wäre, da würd' ich ein wesentlich anderes Motiv wählen, als die bisher errichteten Denkmäler dieses „Glaubensritzes“ aufweisen. Er ist allerdings nicht der einzige, dem die Geschichte unverbildet Weisheit wehrt, während weltliche Größen misachtet und gelächert worden sind. Mundus vult decipi, die Welt will betrogen sein.

Deine
Adele.

Erklärung

bekannter fremdsprachlicher Ausdrücke und Redewendungen.

Zusammengestellt und erläutert von Ad. Th.

Hinc illae irae! Daher der Born! Auch abgeflüzt in hinc irae. Als am Freitag vorher Woche der nationaliberale Gurratriot Dr. Lehr die Samoa Interpellation begrüßte und mit dem ganzen, einem Chauvinisten zur Verfügung stehenden Seelenschmerz die schwere Schmach geschildert hatte, die dem Deutschland in Samoa durch Engländer und Amerikaner sollte angethan worden sein, kam er dann mit einem kühnen Schwunge zur Begründung der Forderung, Deutschland müsse noch mehr Kriegsschiffe bauen. Aus den Bänken der Sozialdemokratie wurde ihm bei dieser Stelle zugerufen: „aha! hinc illae irae!“ Weil der Alldeutscher für Vergrößerung der Flotte Stimmung machen wollte, hatte er sich wegen des Samoahandels so tief in Born geredet. Hinc illae irae.

Hinc illae lacrymae! Daher die Thränen. In einem Werke des römischen Lustspielers Terentius erzählt ein Vater, wie er sich über die Thränen seines Sohnes beim Begräbnis einer Nachbarin gefreut und darin einen Beweis für des Sohnes weiches Herz erblickt habe. Dann sei er aber einer der Leidtragenden, der hübschen Schwester der Verstorbenen anständig geworden. „Ach so“, habe er sich da gesagt, hinc illae lacrymae“ (ober lacrumae). Also um die Aufmerksamkeit der schönen Schwester zu erregen, hatte der pfiffige Sohn so viel Mitleid zur Schau getragen.

Hoc volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas. Ich will's, so befehle ich's; statt Grundes genüge mein Wille. Das Wort findet sich in einer Satire des römischen Dichters Juvenal, wo ein herrisches Weib das hoc volo dem Manne zuruft. Neuerdings ist das Zitat wieder bekannt und viel öfter worden, als der gegenwärtige deutsche Kaiser die Worte bei einem Besuche in München ins dortige Stadtbuch schrieb. Das hat den Grundes der Wille gelte und daß der Wille dem Befehle gleiche, der unbedingt ausgeführt werden müßte, geht in Staatsangelegenheiten nicht mehr an. Seit dem Abfoliumismus das Feigenblatt der Konstitution vorgegeben worden ist.

Homunculus. Ein Menschlein. Die mittelalterlichen Alchimisten glaubten in ihren Retorten künstlich einen solchen kleinen Menschen, ein homunculus, herstellen zu können. Das war natürlich nicht möglich. — Eine sehr konservativen Dame in Paris, die trotzdem gern Naturwissenschaftler der neuen Richtung um sich sah und welche auf deren Ausführungen von den noch möglichen Fortschritten der Wissenschaft gewöhnlich die Antwort bei der Hand hatte: „Das Alte ist mir doch lieber!“ entschloßte sich, als ein Chemiker es als wahrscheinlich hinstellte, daß die chemische Synthese schließlich noch zur Erzeugung von Menschen aus den Arbeitsbestandteilen gelangen werde, die gewohnte Benennung: „Auch hierbei ist mir die alte Methode lieber!“

Hujus. Dieses. In Briefen und anderen Schriftstücken war früher die Anwendung dieses Wortes gebräuchlich. Man schrieb: Auf Ihre Anfrage vom 13. h. m. (hujus mensis — dieses Monats) — oder: Bis zum Mai h. a. (hujus anni — dieses Jahres) erwarte ich u. s. w.

Aus den Werken unserer Denker und Dichter.

Gesammelt von Ad. Th.

Zitate aus Heinrich Heines Werken.

Ich kenne einen guten Hamburger Christen, der sich nie darüber aufrieden geben konnte, daß unser Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Ein tiefer Unmut ergriff ihn jedesmal, wenn er

sich eingesehen mußte, daß ein Mann, der ein Muster der Vollkommenheit, die höchste Verehrung verdient, dennoch zur Sippenschaft jener ungeschlängelten Langnasen gehörte, die er auf der Straße als Läßler herumhaufieren sieht, die er so gründlich verachtet, und die ihm noch fetaler sind, wenn sie gar, wie er selber, sich dem Großhandel mit Gewürzen und Farbstoffen zuwenden, and seine eigenen Interessen beeinträchtigen.

In der Geschichte hat jeder recht, der seinem innewohnenden Prinzip treu bleibt.

Die gütige Natur enterbt nie gönzlich ihre Geschöpfe, und indem sie den Engländern alle, was schön und lieblich ist verlagte, und ihnen weder Stimme zum Gesang noch Sinne zum Genuß verließ, und sie vielleicht nur mit ledernen Porterschlänchen statt mit menschlichen Seelen begabt hat, erteilte sie ihnen zum Ersatz ein großes Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent sich häuslich bequem einzurichten und den — William Shakespeare.

Die Liebe ist immer eine Art Wahnsinn, mehr oder minder schön.

Völkerrunde.

Duer durch Asien. Ueber die nunmehr beendigte Forschungsreise der Herrn Dr. Holdeker und Dr. Futterer durch Asien sind in Karlsruhe Nachrichten eingegangen, denen die Allgemeine Zeitung Folgendes entnimmt: Die ganze Expedition hat der badische Amtmann Dr. Julius Holdeker aus Lahr auf eigene Kosten unternommen und er hat sich zum wissenschaftlichen Begleiter den Professor der Geologie und Mineralogie an hiesiger Hochschule Dr. Futterer gewählt. Ausgerüstet mit Hilfsmitteln aller Art und mit wirksamen Empfehlungen, traten beide am 19. November 1897 die Reise über den Kaukasus an. Sie ging vielfach abwärts der großen Heerstraßen durch unwegsame, unwirtliche Gegenden, die reich an wissenschaftlicher Ausbeute waren, aber auch an Mühen und Gefahren. Auf eine weite Strecke Wegs gaben den Reisenden drei Kosaken Schutz und Geleite, eine Maßregel, die sie ihren Empfehlungen und dem Entgegenkommen der russischen Regierung zu danken hatten. Ende April 1898 erreichten sie die Grenze der Wüste Gobi, die mit einer Kamelkarawane zur Beförderung des umfangreichen Gepäcks auf schwerigen Pfaden durchquert wurde. Um so reicher war der Gewinn in geologischer und zoologischer Hinsicht. Immer größer wurden die Sammlungen, immer ausgedehnter die Last des Gepäcks, das weiterhin durch Ochsen (Zaks) befördert wurde. Die Forscher, welche die Reise zu Pferde machten, mußten ihre deutschen Tiere mit einheimischen vertauschen. Der Marsch durch das Hochland von Tibet bot wiederum außerordentlich viel des Interessanten, namentlich an zoologischen und geographischen Beobachtungen. Hier hatten die Reise den einen rüberischen Ueberfall zu bestehen: tibetischer Horden, die sie jedoch dank ihrer vorzüglichen Waffenausrüstung vom Lager zurückschlugen, wenn sie auch einen großen Teil ihrer Vorräte den Räubern preisgeben mußten. Von weiterem Vordringen ins Innere von Tibet sahen sie sich darauf veranlaßt abzusehen. Sie wandten sich nach dem Thale des Tanho und brachen am 1. Dezember von Min-Tschou mit Maultierkarawane auf nach Singan, wo Weihnachten gefeiert wurde. Am 31. Dezember konnten sie auf zwei Booten den Tanho abwärts fahren bis zu seiner Einmündung in den Hoangho, der sie nach Hanlau hinaufführt, wo die geönneten reichen Schätze zur Verfeuerung in die Heimat verpackt wurden. Am 9. Februar erreichten die Reisenden Shanghai. Damit ist die erste Durchquerung Asiens seitens deutscher Forscher glücklich und erfolgreich zu Stande gekommen.

Vermischtes.

* **Wie sich Studenten grühen.** In den Bürgerlichkeitslichen Blättern ist zu lesen: „Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts redeten sich alle Studenten kein er Unbesitäten, o Bekannte oder nicht, mit „Tu“ an und man kannte urreinander keinen anderen Gruß als das über die Straße schallende Wort und den Handruß. Wir deutsche Farbenstudenten sind zu einer großen Zeile jest vornehmer und gebildeter geworden und haben im studinischen Straßenverkehr eine Unsumme von Verzierungen ausgedacht und uns angeleert. Der „Lyp“, das Muster, unter dessen Qualität der Fabrikant nicht be abgehen darf, ist auf unseren Fall angewandt, etwa der Gruß, wie ihn zwei chinesische Mandarinen vor dem profanen Volke ineinander austauschten. Devot, schweigsam, tieferrn, eine Art von Kulus. Drei Schritte von der Schnei elinie der aneinander Vorübergehenden begonnen und drei Schritte nach der Bewegung ausgehalten keine Ueberzeigung, keine Grazie, je feiler, desto korrekter! Der „Lyp“ bildet, wie gesagt, die Grenze nach unten, zu den Grußformen der anderen Mensch n hinab; nach oben zur Veredelung und Verinnerlichung des studinischen Grußes, gibt es keine Grenzen. Da sehen wir das bunte Wechselspiel der Mode,

die Laune freier, ungebundener Erfindungskunst. Man ergreift bligartig die Müge oder Stürmer, fährt in gleicher Geschwindigkeit damit vertikal zur Mitte der Brust herab und hebt, indem man fast an das gelenkte Kinn schlägt, den Turmshut vor das Gesicht. Parademarsch! Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs! Die Müge sitz wieder auf dem Hinterkopf oder halb auf der Nase, je nach Talent und Reueing ihres Besitzers, die Vorführung hat gut geklappt. Die innere Befriedigung bleibt nicht aus. Oder die Müge wird so weit wie möglich vom Körper weggehalten, in der Regel nach vorn, weil schließlich noch andere Menschen den Türmshut benutzen, aber das hindert doch nicht, daß auch die seitliche Bewegung unter unerschrockenen Männern ihre Freunde hat. Eine beliebige Spielart ist fe ner das Senfen der rechten Schulter und das Hinabreichen des Armes mit der Müge bis fast auf die Erde; ne hat den Vorzug, daß man das Türmshutfutter gegeneitig studieren kann und zeugt außerdem von großer Wertigung des Momentes der Untermüdigkeit, was ja wesentlicher Zweck des Grüßens ist. Der Gruß zwischen den Angehörigen zweier Körperschaften wird um so feierlicher und ebelegener, um so mehr mit Höflichkeit durchtränkt, je ureu dlicher die gegenseitigen Gefanungen sind. Es giebt Korporationen, die sich auf diese Weise mit Höflichkeit vergiften. Doch genug von dem Thema! Eine erschöfende Darstellung dieses Stüdes Kultur- und Sittengeschichte ist nicht möglich, auch scheint noch nicht der Höhepunkt der Entwicklung erreicht zu sein, und erst dann kann man beurteilen, wie hoch wir gestiegen sind, weit über landesübliche Natürlichkeit und Vernunft hinaus!

Die Satire ist gut und treffend.

Wenn du lebst!

Wenn du lebst, du Gott der Stärke,
Laß sie dir un allen denen,
Die auf ihre Schergen pochend,
Sich wie du „allmächtig“ umhnen;
Stets von ihrem Reate reden,
Unser Recht mit Füßen treten.

Wenn du lebst, „Gott der Gerechten“,
Magst du die da ür fur ngen,
Die da dein Gebot mißachte d,
Frech das „gold“ e Kalb“ umtanzen;
Daß die Väter mit den „Höhern“
Guldigen den und nicht dem Schönen!

Wenn du lebst, du Gott des Tostes,
Macht ihn Weib und Kindern spenden
Derer, die dem Gr. m erliegen —
Hinter küstern Per'erwänden —
Vrenn' ihr Elend, ihre Schmerzen
Tief in unseres Volkes Herzen.

Wenn du lebst, du Gott der Fache,
Fäch' uns an den frechen Jurkern,
Die, im Ueberflusse ja wegend,
Von Begehrlichkeit schon stunkern,
Wenn das Volk in seiner Not
Fordert das verdiente Brot.

Wenn du lebst, du Gott der Weisheit,
Senz' in weiser Räte Köpfe
Eitliches Begriff ve mögen
Und beschneide ihre Hüpfe,
Laß sie neigen sie zum „Gründen“,
Stets auch ihr Profiten finden!

Wenn du lebst, du Gott der Treue,
Laß dem Volk uns Treu' bewahren
Und, damit wir nicht vergessen,
Was wir sind und wa wir waren,
Lasse uns auf dieser Erden
Niemals Bürgermeister werden!

Wenn du lebst, du Gott der Wahrheit,
Schid' zur Hölle jeden Fälscher,
Ob er „Christ“, ob „Nur“ sich nennet,
Ob er Deutscher oder Wälscher;
Laß, sah' er dem Papst im Schoß,
All: Teufel auf ihn los!

Wenn du lebst, du Gott der Freien,
Laß uns freie Männer bleiben
Und, sollt' unser Lebensschifflein
Sinkend einst im Sturme treiben,
Laß uns, eh' wir untergeh'n,
Roch den „Port der Freiheit“ seh'n!

D. Tadelwurm
in der Frank. Lagerpost.

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Swienty in Halle. — Druck der Halle'schen Genossenschaftsdruckerei.